Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend

Herausgeber: Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen

Band: 48 (1870)

Artikel: Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799 : [Erster Theil]

Autor: Wieland, Carl

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1006859

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

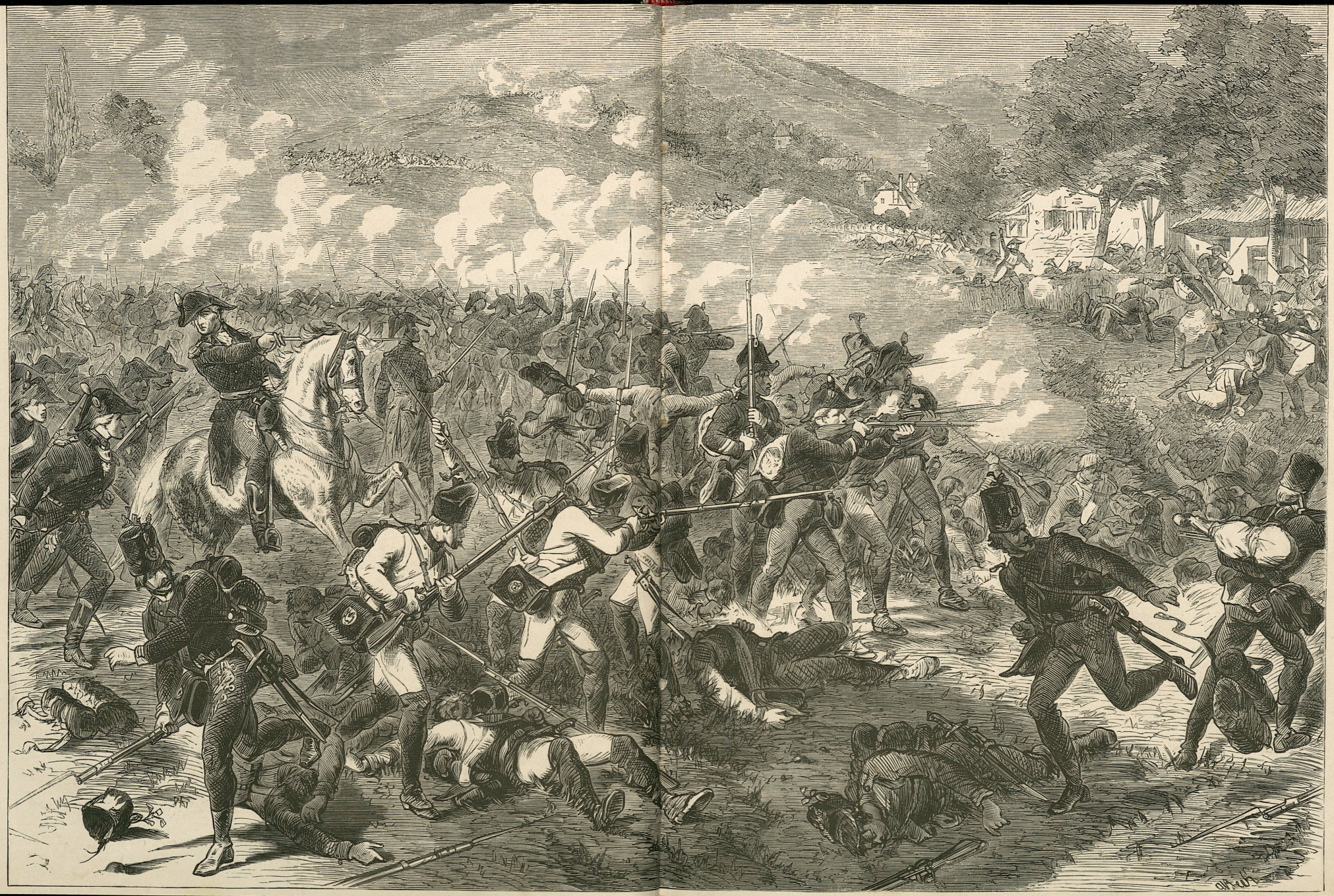
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



XLVIII.

Neujahrsblatt

für

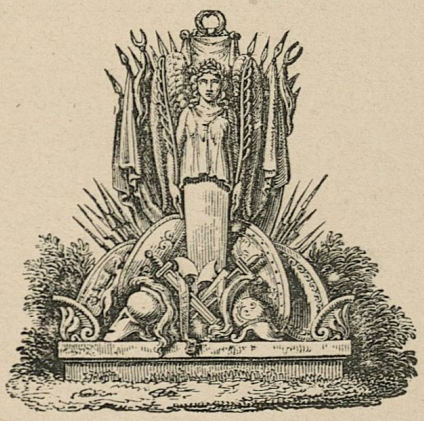
Basels Jugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten

und Gemeinnützigen.



1870.

Schnellpressendruck von Fritz Wassermann.

Die kriegerischen Ereignisse in der Schweiz während der Jahre 1798 und 1799.

Von Dr. Carl Wieland.

Die bisherigen Neujahrsblätter haben Euch die Geschichte unserer Vaterstadt vorgeführt: das letztjährige schilderte das gesellschaftliche Leben des mittelalterlichen Basels, wie es namentlich an den Festen sich entfaltete. Diese Darstellungen haben die baslerische Geschichte bis zu einem Zeitpunkte geführt, von wo an die Schicksale Basels weit mehr als es früher der Fall gewesen, mit denjenigen des gesammten schweizerischen Vaterlandes verknüpft sind. Es wird daher wohl gestattet sein hier die bisher beobachtete Reihenfolge zu unterbrechen und zum Vorwurfe der dießjährigen Darstellung Ereignisse zu wählen, welche nicht unmittelbar die städtische Geschichte betreffen.

Das vorliegende Neujahrsblatt führt Euch demnach hinaus aus den Straßen, aus den Zunftstuben, weg von den lustigen Spielplätzen unserer Stadt in die Thäler und auf die Höhen unseres schönen Vaterlandes. Allein diese Blätter werden Euch keine Schilderungen der Pracht und der Herrlichkeiten bringen, welche Gott in so überreichem Maße über die Schweiz ausgegossen. Von blutigen Schlachten, von verwüsteten Dörfern, von einer Zeit gränzenloser Noth werden sie Euch berichten müssen. — Wohl Vielen von Euch ist es schon vergönnt gewesen, diesen oder jenen Theil unseres Vaterlandes bereisen zu dürfen. Ihr seid dann wohl oft stille gestanden, bewundernde Blicke werfend auf die glänzenden Thäler, welche unter Euch sich ausbreiteten, oder die Majestät anstaunend, die in den einsamen Schluchten des Hochgebirgs uns entgegentritt, und habt freudigen Munds das trauliche: „Gott grüß Euch!" des begegnenden Landmanns beantwortet. Doch es genügt zur Kenntniß des Vaterlandes nicht, bloß mit dessen äußern

Bodenbeschaffenheit einigermaßen vertraut zu sein; es gehört hiezu auch die Bekanntschaft mit der Geschichte des Landes. Unwillkührlich drängt sich uns, wenn wir in dem Anblicke einer vor uns sich ausbreitenden Landschaft versunken sind, die Frage auf, wie viel Noth, wie manche Drangsale sind wohl im Laufe der Jahrhunderte über dieses Thal gezogen? Der Wunsch, dessen Geschichte zu kennen, wird in uns rege; denn wir wissen, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Zustände desselben gewesen ist, daß auch die schwerste Noth, einem Gewitter gleich, nicht bloß zerstört und verwüstet, sondern auch den Boden bereitet zu der langsamen, steten Entwicklung des Volkes.

Nun wohlan, gerade die Ereignisse, von welchen diese Blätter Euch berichten sollen, sie haben auf Jahrzehnte hinaus gewaltige, tief in das ganze Leben unseres Volkes eindringende Furchen hinterlassen und verdienen daher wohl, Euch einmal vorgeführt zu werden.

In den letzten Jahren des verflossenen Jahrhunderts faßte die damalige Regierung Frankreichs, das Directorium der französischen Republik, den Entschluß, die schweizerische Eidgenossenschaft mit Krieg zu überziehen.

Zu diesem Vorhaben hatten militärische und politische Rücksichten das Directorium bestimmt. Man hoffte durch die Eroberung der Schweiz am leichtesten die Verbindung zwischen den in Süddeutschland und Italien kämpfenden Armeen herstellen zu können. Sodann glaubte das Directorium, es sei nothwendig, Frankreich mit einer Reihe von Unterthanen-Staaten zu umgeben, denen nur dasjenige Maß von Unabhängigkeit brauchte gewährt zu werden, welches man ihnen zu verschreiben für zweckmäßig erachte. Endlich war man in Paris lüstern nach den gefüllten Schatzkammern und den prachtvollen Zeughäusern der schweizerischen Städte. Namentlich trieb Napoleon, bereits von seinen Eroberungen im Orient träumend, zu diesem Kriege, welcher ihm die zu seinem Zuge erforderlichen Hilfsmittel verschaffen sollte.

Aber es schien gefährlich, sofort mit offener Gewalt vorzugehen. Man lief Gefahr auf heftigen Widerstand zu stoßen, welcher den Oestreichern ermöglichen würde, den Schweizern Hilfe zu bringen. Das Directorium beschloß daher, mittelst Intriguen sich den Boden zu ebnen. Durch Veranstaltung von revolutionären Bewegungen wurde die Bevölkerung beunruhigt; durch Ausstreuen lügenhafter Berichte Mißtrauen gesäet, und die einzelnen Kantone von einander entfremdet. Die traurigen politischen Zustände in der Schweiz gegen das Ende des letzten Jahrhunderts erleichterten den Franzosen ihre Arbeit ungemein. Die schweizerischen Regierungen hatten die gewaltige Bewegung übersehen oder unterschätzt, welche sich nach der französischen Revolution der Völker des civilisirten Europas bemächtigt hatte, und es versäumt, durch rechtzeitiges Gewähren gerechter

Forderungen die Gemüther zu gewinnen. Noch immer hatten die meisten Kantone ihre Unterthanen-Länder; noch immer war der Landmann in den sog. Städte-Kantonen nicht nur von jeder Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, sondern in Handel und Verkehr dem bevorrechteten Städter gegenüber zurückgesetzt. Auch war nichts geschehen, um den lockern Bund der alten Eidgenossenschaft enger zu schließen und widerstandsfähiger zu machen. Es gelang den französischen Sendlingen, unter denen Mengaud durch seine Thätigkeit und freche Rücksichtslosigkeit hervorragte, mit leichter Mühe den Wahn zu verbreiten, die französische Regierung beabsichtige keineswegs die Umgestaltung der ganzen Eidgenossenschaft, sondern verlange bloß die Abschaffung der aristocratischen Regierungsform. Durch solche Mittel wußten sie die schweizerische Widerstandskraft zu lähmen, und bewirkten, daß Bern, gegen welches der erste Schlag geführt werden mußte, von seinen Verbündeten nicht unterstützt wurde.

In Basel hatte sich das Landvolk Anfangs Jenner 1798 erhoben, die Schlösser Homburg, Farnsburg, Ramstein, Mönchenstein verbrannt und die Landvögte verjagt. Die alte Regierung hatte zurücktreten müssen und eine neue war eingesetzt worden, in welche auch Bürger ab dem Lande Platz nehmen konnten. Durch die Rückberufung der baslerischen Gesandten ab der Tagsatzung in Aarau und durch die Weigerung, die alten Bünde zu beschwören, war diese Regierung förmlich aus dem Bunde ausgetreten. Auf dem Münsterplatze wurde ein Freiheitsbaum aufgepflanzt, um welchen die Bevölkerung unter Absingung von Revolutionsliedern einen feierlichen Reigen tanzte. Für dieses Entgegenkommen wurde Basel durch die Zusicherung vollständiger Neutralität im bevorstehenden Kriege belohnt. Ruhig und sicher schaute man zu, wie Bern, das von jeher bereitwillige Hilfe bei aller Noth und Gefahr gesandt hatte, von den Armeen des übermächtigen Feindes erdrückt wurde.

Das Directorium in Paris fand in dem Verhältnisse der Waadt zu Bern einen erwünschten Vorwand zum Kriege. Als erobertes Gebiet war die Waadt Unterthanen-Land dieser Stadt geblieben, und wurde von bernerischen Landvögten regiert: nur zu oft hatten diese ihre Stellung mißbraucht, um sich zu bereichern, und die Meisten trugen weder den Anschauungen des lebhaften, leicht erregbaren Volkes die gebührende Rechnung, noch zeigten sie für dessen Bedürfnisse und dessen Wünsche empfänglichen Sinn. Der Ausbruch der französischen Revolution, die feierliche Proclamirung der Freiheit und Gleichheit als oberstes Staatsprincip wurde wohl nirgends mit größerem Jubel als dort an den schönen Gestaden des Leman-Sees begrüßt. Der Tag der eigenen Befreiung von der Herrschaft der deutschen Berner schien für die Bewohner der Waadt heranzudämmern. Bereits in den Jahren 1789 und 1791 waren Unruhen ausgebrochen, die

aber mit Gewalt waren unterdrückt worden. Einige Männer, welche bei diesen Bewegungen thätig gewesen, hatten nach Paris sich flüchten müssen, von wo aus sie durch Flugschriften die Gemüther ihrer Landsleute in Aufregung zu erhalten wußten. Anderseits bemühten sie sich die französische Regierung für die Sache ihrer Heimath zu interessiren. Den wichtigsten Antheil an diesen Bestrebungen nahm Cesar de la Harpe. Allein erst seit das Directorium zum Kriege entschlossen war, widmete es diesem Ansinnen der waadtländischen Flüchtlinge geneigtes Gehör. Im Dezember 1797 erließen die französischen Machthaber ein Decret, wonach den Regierungen von Freiburg und Bern angezeigt wurde, daß deren Mitglieder persönlich für die Sicherheit der Personen und des Eigenthums jener Waadtländer haften sollten, welche in Gemäßheit alter Verträge die Vermittlung der französischen Behörden zur Wiederherstellung alter Rechte nachsuchen würden. Zugleich wurde an der französischen Gränze, im Pays de Gex, unter General Ménard, eine Armee zusammengezogen.

Vergebens war nun das Bemühen der bernerischen Regierung, die durch dieses Decret in die höchste Aufregung versetzten Waadtländer zu beruhigen. Man hoffte durch Abnahme eines Eides die Bewegung dämpfen zu können. Die Miliz wurde zusammenberufen, und Bataillon um Bataillon in ihren Bezirken zum Schwure aufgefordert. Von 30 leisteten 24 denselben ohne Zögern und es machte bei der Landbevölkerung allgemein einen guten Eindruck, daß die Commissäre der Regierung ihrerseits einen Eid leisteten, in welchem sie Abschaffung der Mißbräuche gelobten und versprachen, Alles zum Wohle des Landes thun zu wollen, was nur ein freier Mann, dem das Glück seines Volkes am Herzen liege, verlangen könne. Aber die Commissäre thaten nichts, um diesen Worten Nachdruck zu verleihen; der Eindruck, welchen die Eidesleistung hervorgebracht, schwand daher bald wieder. Die revolutionären Clubbs verdoppelten dagegen ihre Thätigkeit, erregten hin und wieder Unruhen und bemächtigten sich des Schlosses Chillon. Nun begann man in Bern einzusehen, daß die Gefahr, die Waadt zu verlieren, dringend sei. Die Regierung zog einige deutsche Bataillone zusammen und stellte die ganze Provinz unter die Befehle des Obersten von Wyß. Die Wahl dieses geistreichen aber überaus eiteln Mannes war eine unglückliche. Statt den Befehlen seiner Vorgesetzten gemäß, so viele Truppen aufzubieten als zur Erhaltung der Ruhe im Innern und zur Besetzung der Gränzen nothwendig war, statt den kriegerischen Geist des Volkes zu beleben und anderseits dessen gerechten Forderungen, soviel an ihm lag, zu entsprechen, begnügte er sich, in nutzlose Erörterungen mit den Vorstehern der Clubbs sich einzulassen. Ménard, an den Gränzen mit aufmerksamen Augen alle diese Vorgänge verfolgend, benützte die moralische Schwäche des bernerischen Generals, um ihm die Drohung zuzusenden, er

werde die Waadt besetzen, sobald Wyß nur noch eine Compagnie deutscher Truppen in dieselbe einrücken lasse. Der Franzose erreichte seinen Zweck. Wyß verließ die Hauptstadt Lausanne, ließ seine Truppen zurückmarschieren und begab sich nach Yverdon, welche Stadt noch treu an Bern hieng. Sofort nach seinem Weggange, am 24. Jenner, wurde die freie Republik Léman feierlichst proklamirt und trat eine provisorische Regierung zusammen. Ein unbedeutender Vorfall verschaffte Ménard die langersehnte Gelegenheit die reichen Quartiere in der Waadt zu beziehen und langsam gegen die freiburger-bernerische Gränze vorzurücken. Zwei Husaren, die Nachts mit einem Adjudanten von Ménard an Wyß gesandt wurden, stießen in der Nähe von Thorrens auf Schildwachen. Statt denselben auf ihr werda! zu antworten, hatten die Franzosen sofort auf sie eingehauen, die Bürger jedoch von ihren Flinten Gebrauch gemacht und die Husaren niedergeschossen. Augenblicklich wurde dieser Vorfall als ein meuchelmörderisches Bubenstück der aristocratischen Berner Regierung dargestellt, und das Directorium beeilte sich zu erklären, nun verlange das verletzte Völkerrecht kriegerisches Einschreiten gegen Bern.

Der Verlust der Waadt war für Bern namentlich in militärischer Hinsicht ein sehr empfindlicher Schlag. Es wurde dadurch vieler Hilfsmittel, trefflich ausgerüsteter Truppen, mit Kriegsvorräthen aller Art angefüllter Zeughäuser beraubt, die der von Allem entblößten französischen Armee gut zu Statten kamen. Überdieß gewannen hiedurch die Franzosen günstige Straßen zum Angriffe gegen Bern. In einem weiten Bogen, vom Münsterthale im Jura bis zu dem Gebirgsstocke der Diablerets war nun Bern von französischen Truppen umgeben. Die Franzosen hatten nämlich nicht bloß von Süden, vom Waadtlande her anzugreifen beschlossen. Bereits Anfangs der neunziger Jahre war das ganze Bisthum Basel, welches ungefähr den jetzigen bernerischen Jura umfaßte und zu welchem auch die Basel benachbarten Dörfer, Allschwil, Oberwil, Therwyl, Arlesheim ꝛc. gehörten, von den Franzosen dem Bischofe entrissen und mit Frankreich vereinigt worden. Nun hatten sie auch noch das mit Bern verburgerte Erguel-Thal und die Stadt Biel in Besitz genommen.

Alle diese Ereignisse wiesen eben deutlich darauf hin, daß Frankreich den Krieg wolle. Bern antwortete aber auch auf diese Herausforderungen mit dem Aufgebote seiner ganzen Truppenmacht. Noch immer war es im Stande 20000 Mann, wohl ausgerüstet, und achtzig Geschütze den Franzosen entgegenzustellen. Zu ihnen gesellten sich noch etwa 2000 Freiburger und eben soviele Solothurner. Zum Oberbefehlhaber ernannte die bernerische Regierung mit Anfang Februar Carl Ludwig von Erlach von Hindelbank. — Wenn auch ohne eigentliche Feldherrntalente, so war er doch durch seine Energie, seinen Muth und seine edle Gesinnung würdig in

jenen verhängnißvollen Tagen Anführer der bernerischen Armee zu sein. Nicht seine Schuld war es, daß er sie nicht, gleich seinem glücklichern Ahnherrn, dem Helden von Laupen, zum Siege hat führen können.

Die Armee war in drei Divisionen getheilt, von welchen jede wieder in eine Anzahl Unterabtheilungen zerfiel. Man hatte, um die weiten Kantonsgränzen zu decken, überall hin Truppen vertheilt. Bis nach Lengnau und auf den schneebedeckten Weißenstein waren einzelne bernerische Bataillone vorgeschoben, während die Solothurner den Zugang zu dem Passe bei St. Joseph (Gänsbrunnen) durch Verhaue zu sperren versuchten.

Die Zuzüger der andern Kantone, etwa 5000 Mann, standen in zweiter Linie im Emmenthale. Sie kamen nie zum Gefechte und sahen dem Todeskampfe des verbündeten Berns zu, ohne daran Theil zu nehmen. Die Zeiten von Laupen waren verschwunden, wo die Schwyzer, Urner und Unterwaldner verlangt hatten in erster Linie fechten zu dürfen. Es war nicht Feigheit, welche die Enkel abhielt das nämliche zu thun; manche von ihnen haben später Proben ihrer Tapferkeit abgelegt. Aber es fehlte ihnen das belebende Gefühl der Pflicht, Bern zu Hilfe zu eilen. Sie wähnten, der Kampf berühre sie nicht. Die engherzigen Streitigkeiten, die Jahrhunderte lange die Eidgenossen beschäftigten, hatten die Bande der Zusammengehörigkeit gelockert und die einzelnen Bundesglieder vergessen lassen, daß der Untergang des Einen auch denjenigen aller Andern nach sich ziehen müsse. Die bernerische Armee war gut ausgerüstet, aber ihre Ausbildung ließ vieles zu wünschen übrig. Die Regierung hatte in den letzten Jahrzehnten überaus wenig für die Bildung der Armee gethan. Die Truppen waren selten zu Uebungen besammelt worden: die Bewegungen wurden langsam vollzogen, die Soldaten und die Offiziere waren einander fremd. Durch die lächerliche Gewohnheit der letzteren, unter sich französisch zu sprechen, machten sie sich in diesem Kriege bei den dieser Sprache unkundigen Soldaten verdächtig. Die Reiter, Dragoner, waren schlecht beritten, und glänzten nur durch ihre Disciplinlosigkeit. Dagegen konnte die Artillerie als eine treffliche Truppe angesehen werden, und auch die fünf Scharfschützen-Compagnien leisteten in den verschiedenen Kämpfen ausgezeichnete Dienste. Von den obern Offizieren waren wenige in der Führung größerer Comandos gewöhnt, viele erschwerten überdieß den Dienst durch gegenseitige Eifersucht und Mißachten der gegebenen Befehle. Und dennoch, trotz allen diesen zahlreichen Mängeln hätte Tüchtiges mit dieser Armee geleistet werden können. Der Geist der Truppe war am Anfang ein ausgezeichneter. Die Soldaten, vom glühendsten Hasse gegen die Franzosen beseelt, waren voll Zuversicht und verlangten zum Kampfe geführt zu werden. Wenn man sofort diese Stimmung zu einem entschlossenen Angriffe auf die getrennten französischen Corps benutzt hätte, so würden, Dank dem hiedurch

ertheilten Impulse, manche der gerügten Mängel verdeckt worden sein, und es hätte die körperliche Kraft, die altbernerische Tapferkeit ohne Zweifel den Franzosen das Eindringen in die Heimath sehr erschwert. Politische Zwistigkeiten jedoch in den bernerischen Räthen lähmten jede energische Thätigkeit der Armee. Zwei Parteien stritten sich um die Leitung der Geschäfte und je nachdem diese oder die andere die Mehrheit für sich gewann, wurden bald kriegerische Entschlüsse gefaßt, bald demüthig vom Feinde jeder Hohn, jeder Faustschlag entgegengenommen.

An der Spitze der einen Partei stand Seckelmeister Albert Frisching, geistreich, beredt, voll Kenntnisse; aber es fehlte ihm an der moralischen Kraft, der drohenden Gefahr entschlossen ins Auge zu blicken. Er wähnte, durch Nachgiebigkeit gegen den Feind, durch demüthiges Eingehen auf dessen Forderungen den Kampf vermeiden zu können. Das Haupt der anderen Partei war Niclaus Friedrich von Steiger, — ein Greis, dessen starke Seele den schwächlichen Körper beherrschte und ihn zu den stärksten Anstrengungen befähigte. Er fühlte die Nothwendigkeit, die Staatsverfassung von Grund aus zu ändern und war gegen die Mängel der Bestehenden weniger blind als Frisching. Aber er wollte sich die Aenderung nicht vom Feinde diktieren lassen und nicht über Staatsgrundsätze streiten, mitten unter dem Geräusche der Rüstungen. Seinem scharfen Verstande entgieng es nicht, daß der unvermeidliche Krieg nicht der Verfassung, nicht den Aristocraten, sondern dem Lande und den reichen Hilfsquellen desselben gelte. Er kannte die Stimmung seiner Mitbürger und beschwor seine Collegen, nicht durch nutzlose Unterhandlungen mit dem Feinde die gute Stunde zum Kampfe zu versäumen.

Die Friedenspartei hatte am 3. Februar den Beschluß durchgesetzt, daß sofort an der Aufstellung einer neuen Verfassung solle gearbeitet werden. Der französische General Brune, welcher an Ménards Stelle getreten war und nun in Payerne, wenige Stunden von der Bernergränze entfernt, sein Hauptquartier hatte, wurde davon in Kenntniß gesetzt und um Zurückziehung der Truppen ersucht. Mit heuchlerischer Freundlichkeit empfieng er die Gesandten, betheuerte seine friedliche Gesinnung, bedauerte jedoch ohne Befehle des Directoriums in Paris auf keine ernstlichen Unterhandlungen sich einlassen zu können; dagegen vereinbarte er mit den Deputirten einen Waffenstillstand, der erst mit Ende Februar ablaufen sollte. Wie freute sich Brune, als diese „ehrlichen Berner-Tölpel," (»ces loyales bêtes bernoises«) in die ihnen gestellte Falle giengen! Für ihn war dieser Aufschub von der größten Wichtigkeit, denn noch mangelte es seinem Corps an Munition und hinlänglicher Artillerie und die zum Angriffe von Norden her bestimmte Armee unter Schauenburg konnte vor Mitte Februar nicht an den dortigen Gränzen anlangen. Mit rastloser Thätigkeit benützte er diese Frist; er beschleunigte die Ankunft von Verstärkungen, von

Kriegsmaterial und vereinbarte mit Schauenburg den Plan zum Angriff bis in alle Einzelheiten. Aber während dieser Stillstand den Franzosen günstig war, übte er die unheilvollste Wirkung aus auf die in engen Quartieren untergebrachte bernerische Armee. Brune sah richtig voraus, daß die Miliz-Soldaten durch diese Unthätigkeit und durch die mit dem Leben im Felde verbundenen, überdieß nutzlos verlängerten, Anstrengungen und Entbehrungen müßten demoralisiert werden. Bedenkliche Symptome einreissender Indisciplin machten sich bemerkbar: die über den Waffenstillstand erbitterten Truppen wurden durch französische Agenten bearbeitet. Man spiegelte ihnen bald vor, der Kampf gelte nicht dem Volke, nur den Aristocraten, bald suchte man Mißtrauen auszustreuen durch die Lüge, die Offiziere hielten es mit den Franzosen und beabsichtigten Verrath zu üben. Das Volk, durch die sich kreuzenden Gerüchte beunruhigt, wußte nicht, welchen es Glauben schenken dürfe, und verlor das Zutrauen zu seinen Führern. General von Erlach, der bereits Anfangs Februar von der Behörde dringend den Befehl zum Angriffe verlangt hatte, beschloß diesem heillosen Zustande ein Ende zu machen. Am 26. Februar erschien er von 72 Offizieren umgeben im Saale des Großen Rathes. Hier beschwor er die Versammlung irgend einen Entschluß zu fassen. Entweder solle man die Armee entlassen, wenn man keinen Widerstand leisten wolle und nicht tausende von braven Männern einem schmählichen Untergange aussetzen, oder aber die Erlaubniß zum sofortigen Kampfe geben. Ein längeres Ausharren in dem jetzigen Zustande müsse in's Verderben führen. Durch diese Worte überwältigt, gewährte der Rath dem General unbegränzte Vollmacht, sofort mit Ablauf des Waffenstillstandes zum Angriffe zu schreiten.

Freudig eilte von Erlach nach seinem Hauptquartier, um die Anordnungen zum Kampfe zu treffen. In zwölf kleinen Kolonnen hätte am 2. März der Angriff von den Ormonts-Thälern weg längs der ganzen Linie stattfinden sollen. Aber wenige Tage nach jener Verhandlung hatte die Friedenspartei im Rathe den Beschluß erzwungen, in neue Unterhandlungen mit Brune sich einzulassen und inzwischen um Verlängerung des Waffenstillstandes nachzusuchen. Höhnend hatte anfänglich der französische General den demüthig bittenden Bernern geantwortet, er müsse selbst nach Bern kommen, dann aber am Abend des 1. März eine Verlängerung von dreißig Stunden bewilligt.

Aber während die bernerische Regierung ihren Generalen gebot, sich jeder Feindseligkeit zu enthalten, eröffneten die französischen Heerführer noch in derselben Nacht den Angriff.

General Schauenburg hatte während des Februars im Münsterthal sein Corps, etwa 25000 Mann, gesammelt. Er hatte den Befehl, bei Solothurn den Uebergang über die Aare zu erzwingen und sodann gegen Bern vorzurücken. Einzelne Abtheilungen dieser

Armee waren bei Allschwyl und auf der Anhöhe oberhalb Oberwil in einem Lager gestanden und zu dieser Zeit mag wohl jene breite und schöne, nun theilweise mit Gras bewachsene Straße angelegt worden sein, die von Allschwyl über die Höhe auf die Hohestraße und hinab in's Birsigthal führt.

Brune, unter dem die Generale Pigeon und Rampon commandierten, wollte über Freiburg und auf den Straßen von Gümminen, Laupen und Neueneck Bern angreifen. Schauenburg begann seine Operationen am Morgen des 1. März. Ein Bataillon drang aus dem Birsigthal gegen das Dornacher Schloß und nahm dasselbe nach kurzer Vertheidigung. Eine schwache Abtheilung reichte hin um jene Anhöhen zu gewinnen, welche die stolze Armee des Kaisers Maximilian am 22. Juli 1499 nicht zu erstürmen vermochte! Die Franzosen zogen über Hobel gegen Mümliswyl und vereinigten sich in Ballstall mit einem zweiten Bataillon, das von Delsberg aus über Vermes dorthin marschiert war. Das Hauptcorps Schauenburgs, das bei Bözingen und Pieterlen sich sammelte, überfiel hinterlistiger Weise, in der Nacht vom 1. auf den 2. März das in Lengnau stationirte Oberländer Bataillon Wurstemberger. Durch die Anzeige der Verlängerung des Waffenstillstandes sorglos gemacht, hatte es sich der Ruhe hingegeben. Aus dem Schlafe durch Schüsse aufgeschreckt, suchten die tapferen Soldaten sich zu sammeln. Mit größter Anstrengung leistete diese brave Truppe, von drei Seiten durch einen übermächtigen Feind umgeben, dem Andrange der Franzosen heldenmüthigen Widerstand. Schon sind von den 850 bei 200 Mann todt oder verwundet, andere im Getümmel des Dorfgefechtes gefangen worden und noch immer setzen die übrigen den ungleichen Kampf fort. Da sinkt ihr Oberst schwer verwundet und nun erst beginnen sie in der Richtung nach Solothurn sich zurückzuziehen, hoffend bei Selzach den Kampf wieder aufnehmen zu können. In den Dörfern wurde Alarm geschlagen. Die Sturmglocken heulten. Auf den Straßen drängten sich in buntem Gewühle flüchtende Weiber und Kinder, Verwundete, einzelne zurückziehende Berner und vorwärts marschierende Truppen. Die bei Grenchen aufgestellten Solothurner flohen nach kurzem Kampfe der Hauptstadt zu. Zwei bei Bettlach aufgestellte Bataillone vermochten nicht, den Vormarsch der Feinde aufzuhalten. Hie und da suchte ein Trupp Widerstand zu leisten. Man kämpfte an einzelnen Orten mit der größten Erbitterung, aber bei der herrschenden Unordnung konnten solche vereinzelte Versuche keinen Erfolg haben. Schauenburg trieb die ganze ungeordnete Masse vor sich her. Erst bei Solothurn ward es möglich, die Flüchtlinge zu sammeln und die Bataillone zu ordnen: wer nicht gehorchen wollte, wurde nach altschweizerischem Kriegsrechte niedergemacht. Zu gleicher Zeit eröffnete vom rechten Aarufer her die bernerische Ar-

tillerie unter Hauptmann König ihr Feuer und hielt durch wohlgezielte Schüsse die Franzosen in ihrem Vormarsche auf. Ermuthigt durch diesen Erfolg verlangten die Berner zum Angriffe geführt zu werden. In den Reihen der Bataillone ertönte stürmisch der Ruf: Vorwärts! Vorwärts riefen die Offiziere. Die Trommeln ertönten und mit lautem Jubel begannen die bernerischen Bataillone in fester Ordnung den Vormarsch gegen den Feind. Aber inzwischen hatte auch in Solothurn jene Partei gesiegt, welche den Franzosen sich unterwerfen wollte; es war eine Capitulation abgeschlossen worden, die dem Feinde die Thore der Stadt öffnete. Der bernerische Anführer wagte nun nicht mehr vor derselben mit dem Feinde in einen Kampf sich einzulassen, und beschloß, ohne von der begeisterten Stimmung seiner Soldaten Gebrauch zu machen, sich auf das rechte Ufer zurückzuziehen. Es war Vormittags eilf Uhr, als die Berner das wohlbefestigte Solothurn verließen, um bei Herzogenbuchsee eine neue Stellung zu beziehen. Auf dem Rückmarsche zerstreute sich beinahe die ganze Division. Die Dragoner, welche die Nachhut bilden sollten, waren bei den ersten Schüssen der sie verfolgenden französischen Plänkler unter dem wilden Rufe: „Laufe, wer kann," davon gejagt und hatten unter den bisher geschlossen gebliebenen Infanterie-Bataillonen eine gränzenlose Verwirrung angerichtet. Nur die Artillerie unter Hauptmann König zog sich, obschon von ihrer Bedeckung verlassen, ruhig nach Herzogenbuchsee zurück, allzuhitzig verfolgenden französischen Husaren dann und wann durch wohlgezielte Schüsse ein festes Halt entgegendonnernd.

Auch bei Biel und bei der Brücke von Büren war an diesem 2. März gestritten worden. Unter Oberst Manuel hatte eine Abtheilung Berner, als der Gefechtslärm bei Lengnau ertönte, von Twann aus das Gebirge erstiegen, um dem Feinde in den Rücken zu fallen. Es gelang einige französische Posten zu vertreiben und nach Biel hinab zu jagen. Aber die Franzosen, die ihnen drohende Gefahr nicht verkennend, rafften soviel Truppen als nur immer möglich zusammen und griffen die Berner von zwei Seiten an. Nach heftigem Kampfe mußten diese weichen und sich in ihre alten Standquartiere zurückziehen.

Bei Büren stand Generalquartiermeister von Graffenried mit mehreren Geschützen und einigen Infanterie-Compagnien zur Bewachung der dortigen Brücke über die Aare, jenseits welcher die Franzosen das Dorf Rieben besetzt hielten. Als am Morgen des 2. März der Lärm des Gefechtes vom nahen Lengnau her hörbar wurde, sandte Graffenried trotz dem Murren seiner Mannschaft einen Adjudanten, Wyß, an Schauenburg, um ihm wiederholt Anzeige von der Verlängerung des Waffenstillstandes zu machen. Aber Wyß brachte die höhnende Antwort zurück: „Ich habe den Tanz heute Morgen

selbst eröffnen wollen." Nun endlich gab Graffenried den Befehl zum Beginne des Gefechtes. Die Truppen, welche gestern noch gemurrt und verlangt hatten, nach Hause gelassen zu werden, da es doch zu keinem Kampfe komme, begrüßten den Befehl ihres Anführers mit lautem Jubel. Es entspann sich ein langandauerndes, heftiges Feuergefecht, in welchem den am tieferen Ufer stehenden Franzosen empfindlicher Schaden zugefügt wurde. Vergeblich bemühten sich diese, die Brücke mit Sturm zu nehmen. Als die Colonnen sich ihr näherten, steckten die Berner sie in Brand und bald ergriffen die Flammen das Dorf Rieben. Erst am Abend wurde diese Stellung verlassen, als von Bern her der Befehl eintraf, in aller Eile der bedrohten Hauptstadt zu Hülfe zu kommen.

Während dieser Vorfälle an der Aare, hatte nämlich auch Brune von Payerne aus den Angriff begonnen. Kaum hatten die bernerischen Deputierten mit der Zusicherung der Waffenstillstandsverlängerung sein Hauptquartier verlassen, als er treulos sein eben gegebenes Wort brechend, am Abend des 1. März an General Pigeon den Befehl sandte, am 2. Freiburg zu besetzen. Wenige Kanonenschüsse reichten hin, um diese Stadt, hinter deren alten Ringmauern eine wirksame Vertheidigung nicht möglich war, den Franzosen zu öffnen, die dann sofort ihre Truppen bis gegen Laupen und Neueneck vormarschieren ließen und nur wenige Stunden von Bern entfernt sich aufstellten. Durch diese Vorfälle war General von Erlach genöthigt gewesen, seine Truppen näher gegen Bern heranzuziehen und eine neue Vertheidigungsstellung einzunehmen, die, in einer Entfernung von etwa drei bis vier Stunden, Bern halbkreisförmig umgab und nördlich durch die Emme, südwärts durch das tiefeingeschnittene Flußbett der Sense begränzt wurde. Dieser Rückmarsch war für die Stimmung der Truppen von den bedenklichsten Folgen. Mißtrauen und Ungehorsam zeigten sich überall. Immer lauter wurde in den Reihen das Wort „Verrath" hörbar, selbst die Offiziere konnten sich des beängstigenden Gefühles, verrathen zu werden, nicht ganz entschlagen. Geheime Agenten drängten sich, die Gährung verbreitend, in alle Kreise. Vergeblich war alles Zureden der Offiziere. Ihr Ansehen war meistens verloren.

In Hofwyl, wohin Erlach sein Hauptquartier verlegte, fand er statt der acht Bataillone, welche er daselbst erwartete, einige Geschütze; die anderen Truppen hatten in unordentlichem Rückzuge selbst die Stellungen bezeichnet, welche sie einnehmen wollten. Seine Befehle, Verhaue, kleine Verschanzungen an den wichtigeren Punkten anzulegen, waren nicht befolgt worden.

Wahrlich, es gehörte die ganze Seelengröße Erlachs dazu, um in diesem Augenblicke, bei dem Bewußtsein des nahen Unterganges, nicht zu verzweifeln, sondern durch sein Beispiel, durch seine Thätigkeit den kleinen Rest treugebliebener Truppen zum Aus-

harren zu bewegen. Auf ihn ist das unsterbliche Wort unseres Johannes von Müller anwendbar: „Helden ergeben sich unter Gott."

Während Erlach hier vergeblich sich bemühte, nordwärts Bern eine Vertheidigungslinie herzustellen, war bei der Division an der Sense die Meuterei offen ausgebrochen. Ein unüberlegter Befehl des Divisionärs Ludwig von Wattenwyl, der die Truppen nach Bern zurück beorderte, hatte dieselben in die wildeste Aufregung versetzt. Die Obersten Ryhiner und Stettler waren in die Stadt geeilt um Wattenwyls Anordnung widerrufen zu lassen. Als sie zu ihren Regimentern zurückkehrten, um ihnen den Befehl zum Vormarsche zu überbringen, wurden sie vor den Thoren der Stadt von den durch Getränke erhitzten Soldaten von den Pferden gerissen und niedergeschossen. Kaum aber hatte der verirrte Haufe das Verbrechen begangen, als er von der Wuth zur Bestürzung übergieng. Man erinnerte sich, daß gerade diese beiden Offiziere zu den Tüchtigsten der Armee gezählt wurden. Es gelang daher bald einigen angesehenen Magistratspersonen die Truppen zu bestimmen, dem Befehle nachzukommen und die verlassenen Stellungen wieder zu beziehen.

Glücklicher Weise hatten die Franzosen die Tage vom 3. und 4. März vorübergehen lassen ohne einen ernstlichen Angriff zu unternehmen. Brune ließ am 3. das alte Beinhaus bei Murten, das Andenken an den dort erfochtenen Sieg, zerstören. In der Stadt Bern selbst herrschte die gleiche Verwirrung, wie in der Armee. Noch immer gab es eine zahlreiche Partei, welche in der unbedingten Unterwerfung unter die Befehle der fränkischen Heerführer das einzige Rettungsmittel erblickte. Am Morgen des 4. März legte nach langer Berathung der Große Rath seine Gewalt nieder und beschloß die Aufstellung einer provisorischen Regierung, an deren Spitze Seckelmeister Frisching trat. Als dieser verhängnißvolle Beschluß gefaßt worden, stund Schultheiß von Steiger von seinem Stuhle auf und verließ langsamen Schrittes den Saal. Ergriffen von diesem Anblicke hatten alle Mitglieder sich erhoben. Unter der Thüre wandte sich Steiger nochmals um, warf einen langen traurigen Blick auf die Versammlung, dann eilte er nach Hause, zog seine Uniform an, schmückte sich mit seinen Ordenszeichen, und begab sich zur Armee, fest entschlossen den Untergang seiner Vaterstadt nicht zu überleben. Andere folgten seinem Beispiele. Der zweite Schultheiß, von Mülinen, bezog die Wache vor dem Rathhause; Rathsherr von Effinger gieng zu Fuß, trotz seinen 70 Jahren, mit zwei Pistolen bewaffnet ins Hauptquartier zu Erlach. Wahrlich, wenn Ihr von Senatoren des alten Roms lest, die trotz Alter und Schwäche für ihre Republik kämpften, so vergeßt nicht, daß auch die Schweiz ähnliche Männer aufweisen kann.

Die provisorische Regierung beeilte sich, Brune von dem Rücktritte der alten Regierung in Kenntniß zu setzen und ihn zu bitten, in seinem Vorrücken einzuhalten.

Aber wieder lautete seine Antwort, Bern müsse französische Garnison erhalten. Nun ergriff das Gefühl schweizerischer Würde und Unabhängigkeit endlich auch die provisorische Regierung. Sie beschloß am Abend des 4. März, den Kampf aufzunehmen. Der große Schlag, der Kampf auf Leben und Tod, sollte am 5. März stattfinden. Aber wer beschreibt die gränzenlose Verwirrung, die alle Klassen niederdrückte? Das Vertrauen in die eigene Kraft war verschwunden; der Argwohn, verrathen zu sein, das Gefühl, zur Rettung des Vaterlandes nichts mehr beitragen zu können, lähmte die Thätigsten. Durch die Indisciplin der Truppen, von denen viele ihre Fahnen verließen und nach Hause sich begaben, war eine gränzenlose Unordnung überall eingerissen; widersprechende Befehle kreuzten sich. Viele Bataillone zwangen ihre Befehlshaber, sie an Orte zu führen, wo sie nicht hingehörten. Und wie immer, so geschah es auch hier, die Feigsten murrten am meisten.

Durch den bereits von Erlach aufgebotenen Landsturm war die Kraft der Armee nicht verstärkt worden; die mit alten Mordinstrumenten bewaffneten ungeordneten Haufen von Greisen, Weibern und Kindern dienten nur dazu, die Stellung der Befehlenden zu erschweren. Die Armee der Berner zählte am Morgen des 5. März kaum 17000 Mann; hievon stand etwa die Hälfte bei Neueneck, Laupen und Gümminen; die aus treugebliebenen Waadtländern gebildete Legion, etwa 2000 Mann stark unter Rovéréa, vertheidigte Aarberg; bei Bern waren etwa 3000 Mann versammelt, der Rest sollte unter General von Erlach die Straße von Solothurn decken.

Mit grauendem Morgen begann Schauenburg am 5. März seinen Vormarsch. Vorwärts Fraubrunnen erwarteten ihn etwa 1500 Berner. Sie hielten lange tüchtig Stand; mehrere Angriffe der Franzosen wurden abgewiesen; ermuthigt durch diese Erfolge waren sie vorgedrungen und hatten die Franzosen zurückgejagt. Erst als sie bemerkten, daß die Feinde ihre Stellung umgiengen, und als Schauenburg Haubitzen gegen sie aufführen ließ, ergriff bei dem ungewohnten Getöse der platzenden Hohlgeschosse ein panischer Schrecken die Berner. Unter dem Angstgeschrei: „Sie schieße Pumi", jagten sie in wilder Flucht davon.

Beim Grauenholz erst konnten die Fliehenden zum Stehen gebracht werden. Erlach hatte den waldigen Hügel, das graue Holz benannt, etwa anderthalb Stunden von Bern entfernt, wo der Weg nach Solothurn sich von der großen Heerstraße trennt, zum Kampfplatze auserlesen. Er hatte mit Steiger die Nacht hier im Bivouac zugebracht und beim Sonnenaufgang, als die ersten Schüsse von Fraubrunnen her vernommen wurden, in düsterer Ahnung ausgerufen: „Ich werde die Sonne nicht untergehen sehen." Die Stellung war sehr günstig: der rechte Flügel lehnte sich an eine waldige Felsengruppe,

die Straße im Mittelpunkte war durch rasch aufgeworfene Verhaue geschützt und von mehreren in verschiedenen Abstufungen über einander aufgestellten Artilleriestücken vertheidigt; der linke Flügel war durch Wald und Sumpf gedeckt. Als die Franzosen auf der Straße gegen den Wald marschieren, werden sie mit Kartätschen empfangen; sie stutzen; die berühmte 14te Halbbrigade, die schwarze Legion, wagte nicht, den gut vertheidigten Wald zu erstürmen. Schauenburg beorderte einzelne Abtheilungen rechts und links die bernerische Stellung zu umgehen. Mühsam und nicht ohne Verlust gelang es denselben, diesem Befehle nachzukommen, und nun wurde von drei Seiten her die kleine bernerische Schaar angegriffen. Vergeblich waren die Anstrengungen der Artillerie, dem überlegenen Feuer der französischen zu antworten, umsonst leistete das Bataillon Daxelhofer heldenmüthigen Widerstand: die französische Uebermacht erdrückte die wenigen Vertheidiger. Die Haubitz-Granaten verbreiteten überall Unordnung und Schrecken. Erlach und seine Offiziere thaten ihr Möglichstes, die Truppen zum Kampfe, zum Ausharren zu bewegen; bald lösten sich die Reihen und nur vereinzelte Trupps sammelten sich um die Führer. Er deckte mit diesen Getreuen die Flucht der Uebrigen und zog sich fechtend gegen die Stadt zurück. Schultheiß Steiger hatte während des Gefechts auf einem Baumstumpfe sitzend die Krieger zum Kampfe angefeuert. Als die Flucht begann, blieb er in düsterem Schweigen versunken auf seinem Platze, der Kugel harrend, die ihn von dem traurigen Anblicke befreien würde. Sie verschonten seiner. Das Schicksal hatte ihm noch Aergeres vorbehalten. Als bereits die französischen Husaren sich näherten, brachte ihn seine Umgebung in seinen Wagen.

Vor den Thoren der Stadt, auf dem Breitfelde, wollte Erlach zum letzten Male mit seinen Truppen den Kampf aufnehmen. Den Degen in der Faust versuchte er die hin und herwogende Masse zu ordnen. Da begann eine rückwärts aufgestellte Batterie ihr Feuer zu eröffnen, einige Kugeln fallen in die Reihen der Berner und richten eine solche Verwirrung an, daß an kein Halten mehr zu denken ist. Alles drängte in einem wirren Knäuel, Erlach mit fort reißend, die Schloßhalde hinab, der Thunerstraße zu. Nur wenige Offiziere waren bei den verlassenen Geschützen zurückgeblieben; sie wollten die letzten Patronen noch verschießen. „Me wei dä no flädere la," sagte Hauptmann Steck zu seinen Begleitern, als der letzte Zwölfpfünder geladen worden, richtete die Kanone gegen eine feindliche Reitergruppe und zündete sie in Ermanglung einer Lunte mit Zunder an.

Als die provisorische Regierung in Bern von dem unglücklichen Ausgange des Gefechtes Kenntniß erhielt, bemühte sie sich durch eine Capitulation die Stadt vor den Gräueln einer Erstürmung zu bewahren. Schauenburg gieng gerne darauf ein und ge-

währte Sicherheit der Personen und des Eigenthums. Mittags 1 Uhr des 5. März zog die feindliche Avantgarde in Bern ein, das seit seinem Bestehen bisher noch keinen siegreichen Feind je in seinen Mauern erblickt hatte.

Erlach hatte beabsichtigt mit den Trümmern seines Corps das Oberland zu gewinnen, hoffend, von hier aus den Kampf fortsetzen zu können; aber in Wichtrach begegneten ihm Landstürmer aus dem Oberlande, die mit dem wüthenden Geschrei: „Nieder mit dem Verräther," über den unglücklichen Feldherrn herfielen und ihn niedermachten.

Die an der Sense aufgestellten Berner waren glücklicher im Kampfe gewesen, als ihre Brüder auf der Solothurner-Straße und hatten einen Sieg erfochten, der zu den glorreichsten unserer Geschichte zu rechnen ist.

An Stelle Ludwig Wattenwyls war der von Büren her berufene Generalquartiermeister v. Graffenried mit der Vertheidigung der Stellung bei Neueneck beauftragt worden.

Am Abend des vierten März hatte er den Befehl über die daselbst aufgestellten 1800 Mann und 12 Geschütze übernommen. Drei Compagnien, worunter Freiwillige von Bern und von Zofingen, bewachten die Brücke, welche das tief im Flußbette der Sense liegende Dorf mit dem jenseitigen Ufer verbindet, drei Bataillone und die Artillerie lagerten an der Uferhöhe, welche oben mit Wald bedeckt ist und in ziemlich jäher Abdachung gegen die Sense fällt. Rückwärts bei Wangen stand die Scharfschützen-Compagnie Tscharner. Es hatte während des Tages an regelmäßiger Verpflegung der Truppen gefehlt und die Mannschaft daher den in Menge von den Bauern zugeschleppten geistigen Getränken überreichlich zugesprochen. Viele Soldaten waren betrunken, andere hatten das Lager verlassen, um eine bessere Schlafstätte zu suchen. Trotz diesem wenig beruhigenden Zustande seines Corps glaubte Graffenried am folgenden Tage angreifen zu können. Aber die Franzosen kamen ihm zuvor. General Pigeon entschloß sich die Nacht, während welcher ein schwach verhülltes Mondlicht die Gegend erhellte, zum Angriffe zu benützen. Zwei Colonnen sollten ober- und unterhalb der Brücke die Sense durchwaten, eine dritte die Brücke stürmen und der Angriff durch das Feuer einer Haubitz-Batterie erleichtert werden. Es war bald nach Mitternacht, als dieser Angriff unternommen wurde. Die Umgehungs-Colonnen konnten mit leichter Mühe die Höhen erklimmen und gegen das Lager vordringen; die im Schlafe aufgeschreckten Berner konnten nicht rasch genug gesammelt und geordnet werden, um dem Feinde erfolgreichen Widerstand zu leisten. Sie sind gezwungen ihr Lager und die Geschütze dem Feinde Preis zu geben.

Die mittlere Colonne der Franzosen war bei der Brücke auf einen heftigen Widerstand gestoßen, die daselbst aufgestellten Geschütze hatten den Vordringenden vielen

Schaden zugefügt und als diese dennoch den Uebergang erzwungen, waren die Berner mit dem Bajonette auf sie eingedrungen und hatten sie auf das jenseitige Ufer zurückgetrieben. Allein die Einnahme der Uferhöhe zwang die Vertheidiger der Brücke den Rückzug anzutreten, um nicht von den Feinden umringt zu werden. So lange als möglich hielten sie das Dorf. Um dessen Häuser entspann sich ein erbitterter Kampf, an welchem auch mit Aexten bewaffnete Weiber Theil nahmen. Hier war es, wo Moritz Sutermeister von Zofingen die Fahne aus des schwer verwundeten Fähnrichs Händen nimmt, sie empor hebt und gleich darauf selbstgetroffen, das Tuch vom Stocke reißt und es sich um den Leib bindet, um das Kleinod nicht in Feindeshand zu lassen.

Der Rückzug der Berner bewegte sich durch den Wangenwald nach Bern zu. Es war unmöglich, den Haufen zu ordnen. Die Franzosen folgten unter Schlagen des Sturmmarsches bis auf den sog. Wangenhubel. Hier aber wurden sie durch einige wohlgezielte Schüsse der Scharfschützen unter Tscharner zum Halten gezwungen. Dieselben hatten im Mondenscheine die weißen Hosen der Franzosen vor sich auf der Ebene gesehen und einige derselben niedergestreckt, so daß diese nicht wagten während der Nacht in den Wald einzudringen. Erst bei anbrechendem Morgen, als er sich ganz verlassen sah, zog sich Tscharner nach dem Könizberg zurück.

Fliehende Dragoner hatten die Kunde von der Niederlage nach Bern gebracht. Als Graffenried mit dem Ueberreste seiner Mannschaft in der Nähe der Stadt eintraf und Verstärkung zum neuen Kampfe verlangte, heulten die Sturmglocken an einemfort; Eilboten dirigierten alle noch verfügbaren Truppen vor das obere Thor. Bald versammelte sich ein Corps von etwa 2300 Mann, meistens aus Oberländern bestehend. In Nieder-Wangen wurde die Schaar geordnet: rechts und links in den Wald wurden die Scharfschützen und die freiwilligen Jäger-Compagnien entsendet; auf der Straße selbst marschierten nebst drei Geschützen die Infanterie-Bataillone. Generaladjudant Weber übernahm das Commando, da Graffenried durch die Niederlage der Nacht bestürzt, durch körperliche Anstrengungen ermattet, keine Befehle zu ertheilen vermochte. Um 9 Uhr Morgens begann der Vormarsch. Wie der Wald erreicht wurde, stieß man auf den Feind. Die Schützen eröffnen das Feuer, bald tritt auch die Artillerie in Thätigkeit und ermöglicht der Infanterie vorzurücken. Der alte Bernermarsch wirbelt lustig durch den Hain. Die Franzosen weichen. Begeistert durch diesen ersten Erfolg, dringen die Berner immer heftiger vor, von Baum zu Baum werden die Feinde verjagt, auf 20 Schritte das Feuer abgegeben. Wer von den Franzosen zurückbleibt, wird mit Kolbenstößen niedergemacht; die Erbitterten geben keinen Pardon. So zieht sich der blutige Kampf während des Morgens bis auf einen Punkt, wo der Forst aufhört und die Hochebene sich etwa 300

Schritte weit gegen das Thal hinabsenkt. Hier stand Pigeon mit etwa 5000 kriegsgewohnten Soldaten und empfieng die 2300 Berner mit heftigem Kartätschenfeuer. Die Vordersten fallen, die Uebrigen weichen zurück in den Wald. Der Augenblick ist kritisch! Da stürzen sich die Offiziere an die Spitze ihrer Abtheilungen, die bernerischen Trommeln rasseln den Sturmmarsch. Vorwärts! vorwärts! tönt's durch die Glieder, und in wildem Sturme drängen sich Alle trotz dem heftigsten Feuer gegen die Feinde. In wenigen Minuten stehen sich die Kämpfenden Mann an Mann gegenüber und nun entscheidet die Kraft des schweizerischen Arms das Gefecht. Die feindlichen Geschütze werden genommen, die Bedienungsmannschaft wird niedergestoßen, die feindliche Infanterie durchbrochen. Im gleichen Augenblick dringen von den Flügeln die im Walde bis jetzt aufgehaltenen Schützen vor und zwingen durch ihr Feuer den Feind zum Rückzug. Vergeblich bemüht sich Pigeon am Abhange sein Corps nochmals zu sammeln: die bernerische Artillerie, durch Offiziere bedient, da die Mannschaft gefallen, richtet durch ihr Feuer in den dichten Schaaren furchtbare Verwüstung an, aus dem benachbarten Walde brechen die Scharfschützen vor und zugleich stürmen von der Höhe mit lautem Jauchzen die bernerischen Bataillone hinunter. Der Rückzug der Feinde artet in wilde Flucht aus; sie stürzen sich in die Sense, erklimmen die jenseitigen Höhn, wohin nun die bernerischen Geschütze gerichtet werden. Die ganze feindliche Artillerie, zugleich auch die am Morgen verlorenen Geschütze blieben den Bernern als Trophäe; sie selbst hatten 135 Todte zu beklagen, der Feind aber über 200 und bei 400 Verwundeten.

Schon begannen einige kühne Schützentrupps den jenseits der Sense sich erhebenden Abhang hinaufzuklettern, als von Bern der Befehl eintraf, die Feindseligkeiten einzustellen, da die Hauptstadt gefallen und Schauenburg in dieselbe eingerückt sei. Wer beschreibt den bittern Schmerz, der die Sieger bei dieser Kunde ergreift? Die Soldaten wollten die Nachricht gar nicht glauben und immer wieder mußte Graffenried die erhaltene Depesche vorlesen. Nur mit Mühe gelang es den Offizieren, die Truppen zu besänftigen und zum Heimgehen zu bewegen.

Am gleichen Tage waren auch bei Gümmenen und bei Laupen die Versuche der Franzosen, die Sense zu überschreiten, vereitelt worden, in Laupen nach einem heftigen Kampfe um die Brücke. Ebenso hatte die sog. getreue Legion unter Obersten Rovéréa bei St. Nikolas oberhalb Nidau ein ruhmvolles Gefecht bestanden, das erst bei der Kunde vom Falle Berns abgebrochen wurde.

Die Berner hatten in den sämmtlichen Gefechten an Gefallenen 18 Offiziere und 683 Soldaten verloren; ihre Namen sind mit Goldbuchstaben auf schwarzem Marmor neben dem Denkmale des Schultheißen Steiger im Berner Münster eingegraben. Aber

ein noch würdigeres Denkmal wird ihnen errichtet werden, wenn jeweilen in ernsten Stunden der Noth und der Gefahr das Schweizervolk sich daran erinnert, daß ohne Kampf und ohne Anstrengung die Freiheit unseres Vaterlandes nicht kann behauptet werden, und daß das Volk, um den äußeren Feind besiegen und um ruhig und opferbereit dem Tode entgegengehen zu können, zuerst die im eigenen Innern tobenden Leidenschaften bezwungen haben müsse.

Nach der Einnahme von Bern bemühten sich die französischen Generale auch dem Verblendetsten die Augen zu öffnen über die wirklichen Zwecke ihres Angriffes. Nicht nur ließen sie es zu, daß ihre Untergebenen in den ersten Tagen nahmen, was sie nur fanden, nicht nur plünderten die Commissäre des Directoriums die öffentlichen Kassen und Magazine, selbst die Mutzen mußten ihren Bärengraben verlassen, um als Trophäen nach Paris gesandt zu werden, sondern sie wußten auch durch Contributionen aller Art, von denen weder die Aristocraten in Bern, noch die Revolutionäre der Waadt verschont blieben, für sich, für die Armee und für die Expedition Napoleons nach Egypten die nöthigen Geldmittel zusammen zu pressen. Auch begannen allmählig die französischen Heere sich über die ganze Schweiz zu verbreiten.

Das Directorium in Paris hatte der Schweiz eine der französischen ähnliche Verfassung verliehen. Sie wurde in einen Einheitsstaat, die helvetische Republik, umgewandelt, aus 18 Kantonen gebildet, an der Spitze jedes Kantons stand ein Regierungs-Statthalter, von einer Verwaltungskammer unterstützt. Ein Directorium aus fünf Mitgliedern war die oberste Verwaltungsbehörde; ein Senat und ein Großer Rath waren mit der gesetzgebenden Gewalt bekleidet. Die mit der Schweiz verbündeten Städte Genf und Mülhausen wurden mit Frankreich vereinigt. Gegen diese Verfassung, welche ihre alten Freiheiten zu zerstören drohte, erhoben sich die Urkantone, mit ihnen Glarus, Zug und die Landschaften Uznach, Toggenburg, Gaster und Sargans. Sie widerstanden allen Aufforderungen und Drohungen der französischen Generale und der helvetischen Behörde und beschlossen auf ihren nach alter Sitte zusammenberufenen Landsgemeinden ihren uralten Verfassungen getreu bleiben und für dieselben Gut und Blut opfern zu wollen.

Nur Obwalden, dessen Volk durch den bischöflichen Commissär über den Einfluß der neuen Verfassung auf die Religion beruhigt war, erklärte, derselben sich unterwerfen zu wollen. Eine von den benannten Kantonen nach Schwyz zusammenberufene Tagsatzung beschloß eine Abordnung nach Paris zu senden, welche dem Directorium das Gesuch dieser Bevölkerung bei den alten Verfassungen bleiben zu dürfen, vorlegen und bevorworten sollte. Aber Schauenburg empfieng diese Gesandten auf eine schnöde Weise

und verweigerte ihnen die zur Reise erforderlichen Pässe. Die Berichte derselben über die ihnen gewordene Behandlung, waren nur geeignet das Volk zu erbittern.

Diese Vorfälle blieben nicht ohne Einfluß auf die benachbarten Kantone. In Luzern begann eine Bewegung unter dem Landvolke, die eine bedenkliche Ausdehnung zu gewinnen drohte. Schauenburg verordnete daher eine allgemeine Speere gegen die innern Kantone und zog, um diese Maßregel durchsetzen zu können, Verstärkungen aus Frankreich an sich. Bei diesem Anlasse erblickte auch unsere Stadt die ersten französischen Truppen in ihren Mauern. Drei Halbbrigaden marschierten vom Elsaße her durch dieselbe und zogen über den Hauenstein gegen die innere Schweiz. Auf diese Drohung antworteten die Verbündeten mit dem Aufgebot der ganzen waffenfähigen Mannschaft und mit der Niedersetzung eines Kriegsrathes, an dessen Spitze Alois Reding gestellt wurde, ein Mann durch Schönheit, Liebenswürdigkeit, Talente und Muth zur Leitung eines Volkskrieges wie kein Anderer befähigt. In allen Werkstätten herrschte bei Tag und bei Nacht die regste Thätigkeit. Ueberall wurden Gewehre ausgebessert, Kugeln gegossen, Morgensterne und Knüttel beschlagen. Bald sah sich der Kriegsrath an der Spitze einer Armee von etwa 10000 meist schwärmerisch begeisterter Krieger. Vergeblich waren die Mahnungen und Drohungen der helvetischen Räthe: sie verhallten in dem Geräusche der beidseitig in Bewegung gesetzten Truppen.

Der Kriegsrath hatte seine kleine Armee in 3 oder 4 Colonnen vertheilt, die angriffsweise verfahren sollten. Wenn das ganze Heer auf einem Punkte vereinigt, die Franzosen angegriffen hätte, so würde der geringste Erfolg bei der Mißstimmung des schweizerischen Volkes gegen die Franzosen von bedeutenden Folgen gewesen sein; die kleinen und schwachen Abtheilungen waren aber offenbar nicht im Stande irgend etwas zu erreichen. Der rechte Flügel unter Oberst Paravicini von Glarus sollte am Zürchersee vordringen, Oberst Andermatt das freie Amt besetzen, das Hauptcorps unter Reding Luzern erobern und eine vierte Colonne über den Brünig ins bernerische Haslethal einfallen.

Als diese letztere Abtheilung die Obwaldner-Gränze erreichte, fand sie dieselbe durch Obwaldner-Milizen militärisch besetzt; ein Bruderkampf stand bevor. Aber bald siegten die alten Erinnerungen, ohne daß ein Tropfen Blut vergossen wurde, drängten sich die Krieger unter Freudenthränen durcheinander und vereinigt zog man über den Brünig ins Haslethal hinunter. Aber die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Oberländer sie empfiengen, bewiesen den Verbündeten, daß die Zeit, von hier aus etwas Entscheidendes auszurichten, vorüber sei; nach wenigen Tagen traten sie den Rückmarsch an.

Oberst Andermatt war inzwischen durch das freie Amt bis Wohlen vorgedrungen. Nach mehreren heftigen Gefechten jedoch, in denen die Scharfschützen den

Franzosen empfindlichen Schaden beigefügt hatten, war er zum Rückzuge gezwungen worden, und bereits am 29. April Abends mußte Zug seine Thore dem Feinde öffnen. Mit wie wenig Einsicht im Allgemeinen die verbündeten Kantons-Regierungen die Rüstungen betrieben, mag aus der Thatsache erhellen, daß während Viele der Kämpfenden mit unnützen Hellebarden und Morgensternen bewaffnet waren, die Franzosen im Zeughause von Zug 36 Kanonen und 6000 Flinten eroberten.

Das Hauptcorps hatte am Morgen des 29. April Luzern besetzt; verschiedene Berichte hatten dem Kriegsrathe ein jubelndes Entgegenkommen Seitens der gesammten Bevölkerung in Aussicht gestellt. Allein bald mußten die Verbündeten wahrnehmen, daß die Luzerner nur geringe Lust zeigten, sich ihnen anzuschließen. Das Benehmen der Soldaten war auch nicht geeignet ihnen Sympathien zu erwecken. Sie achteten wenig auf die Befehle ihrer Hauptleute, sondern gehorchten den Aufforderungen des wilden Paters Styger, welcher im Priesterrocke zu Pferde sitzend, Pistolen im Gürtel, Schwert und Kreuz in der Faust, die Leute zur Plünderung anhetzte. Erst die Nachricht von der Uebergabe Zugs, welche noch am Abend eintraf, befreite die geängstete Stadt von den Verbündeten, die sich in ihre Kantone zurückzogen.

Unter Paravicini hatte der rechte Flügel Rapperswyl und die Gegend um Wollerau besetzt, ohne im Stande zu sein, weiter vorzurücken. Schauenburg war mit seiner Hauptmacht nach Zürich geeilt, um vom See her den Eingang in den Kanton Schwyz zu erzwingen, während General Jordy die Verbündeten auf der Luzernerseite angreifen sollte.

Am 30. April wurde Rapperswyl nach heißem Kampfe von den Franzosen erobert, und zu gleicher Zeit auf dem linken Seeufer die Stellung bei Wollerau angegriffen. Hier standen die Glarner mit ihren Hilfsvölkern, während die Schwyzer die Höhen bei Schindellegi besetzt hielten. Der Kampf wogte längere Zeit unentschieden hin und her; einmal gelang es den Glarnern, den Feind im kecken Sturme bis Richtersweil zurück zu jagen. Aber die Franzosen erhielten Verstärkungen und erneuerten mit derselben ihre Angriffe. Es gelang ihnen Wollerau den Glarnern zu entreißen, welche durch die Verwundung von Paravicini, ihres Führers beraubt, bald bis Lachen zurückweichen mußten.

Am gleichen Tage hatte ein französisches Corps Immensee und Küßnacht angegriffen, war aber durch die wohlgezielten Schüsse der Scharfschützen von weiterm Vordringen abgehalten worden. Mit verstärkter Macht begannen die Franzosen am 1. Mai den Angriff und trieben die schwyzerischen Posten bis in die hohle Gasse bei der Tellskapelle. Hier nun entspann sich ein verzweifelter Kampf; die Schwyzer verdoppelten ihre Anstrengungen, eingedenk des Bodens, auf dem sie standen. Sie stürzen sich auf die französ-

sischen Bataillone und trieben diese in Unordnung gegen Meyerskappel zurück. Erst als Küßnacht auch von Luzern her angegriffen wird, verlassen die Schwyzer diesen Posten, um sich nach Arth zurückzuziehen.

Im Uebrigen gieng der 1. Mai ohne weiteren Kampf vorüber: beidseitig rüstete man sich auf den folgenden Tag, an welchem das Schicksal von Schwyz entschieden werden sollte; denn dessen Volk allein mußte den Kampf ausfechten. Glarus, durch das Gefecht bei Wollerau entmuthigt, kapitulierte mit Schauenburg. Die übrigen Zuzüger aus der Ostschweiz hatten das Heer verlassen; Unterwalden, aus dem Berneroberland und von Luzern her bedroht, mußte ängstlich auf die eigene Vertheidigung bedacht sein. Nur von Uri harrten 500 bei den alten Bundesbrüdern aus.

Mit kaum 4000 Mann sollte Reding die Kantonsgränzen von dem Sihlthale bis zum Rigiberg decken, die von einem an Zahl und Kriegsgeschick weit überlegenen Feinde angegriffen wurden. Er war Manns genug, seinen Leuten die Gefahr nicht zu verhehlen. „Der Tod wartet unser," rief er ihnen zu. „Wer ihn fürchtet, kehre zurück; wir „machen ihm keinen Vorwurf. Wir wenigstens wollen uns in dieser Stunde nicht betrügen. „Ich will lieber 100 Mann, auf die ich zählen kann, als 500, die in der Stunde der „Gefahr fliehen. Ich verspreche, Euch in Gefahr und Tod nicht zu verlassen. Wir „werden nicht fliehen, sondern sterben. Gefällt Euch dieser Vorschlag, so treten zwei „Männer aus Eurer Mitte, die mir in Eurem Namen dasselbe geloben." In ernstem Schweigen hatten die Krieger diese Rede angehört; als er geschlossen, erscholl ein einstimmiges „Ja" aus ihren Gliedern, und zwei von ihnen traten hervor, ihrem Anführer die Hände reichend.

Zwischen der Hochebene von Rothenthurm und dem Zürchersee erhebt sich ein hoher Gebirgsrücken, dessen nördliche Abhänge steil gegen die Seeniederung hinabfallen. Nur zwei Päße stehen größeren Truppenmassen über denselben offen. Die eine Straße steigt von Pfäffikon hinauf über die Sihl durch den Etzelpaß nach Einsiedeln; die andere von Richtersweil her zieht sich in Windungen dem Bergabhange entlang auf die Paßhöhe von Schindellegi. Auf der Westseite ist die Ebene bei Rothenthurm vom St. Jostberge begränzt, der auf der Zugerseite längs dem Aegerisee sich hinzieht und bei Morgarten gegen Sattel in das Aathal sich abdacht.

Am 2. Mai bei Tagesanbruch rückte Schauenburg mit 6000 Mann gegen den Etzelpaß, dessen Vertheidigung Marianus Herzog, einem Mönchen, hatte übertragen werden müssen. Er hatte durch heuchlerische Heiligkeit einen solchen Einfluß auf das Volk zu gewinnen gewußt, daß neben ihm kein Offizier zu befehlen wagte. Wie nun die Feinde anrückten, forderte er seine Leute auf, die Waffen niederzulegen, da es den

„Herren" in Schwyz mit der Gegenwehr doch nicht Ernst sei. Durch diesen Verrath wurden die Franzosen Meister der Straße nach Einsiedeln. Das Kloster wurde besetzt und geplündert, und sofort Abtheilungen vorgesandt, welche mit einer über den Schindellegi vorbrechenden Colonne sich vereinigen sollten. Diese hatte während mehreren Stunden vergeblich versucht, die von den Schwyzern vertheidigte Anhöhe zu nehmen. Erst die Nachricht von dem Verluste des Etzels zwang die Vertheidiger, sich nach Rothenthurm zurückzuziehen. Nun konnten die Franzosen sich vereinigen und bald begannen sie in furchtbarer Zahl auf der Ebene sich zu entwickeln. Aber Reding und seine Tapfern verzagten nicht. Er beschloß, den Feind selbst anzugreifen. Erst donnerte ihm das schwyzerische Geschütz entgegen, dann ward das sehnlichst erwartete Zeichen zum Vorrücken gegeben. Festgeschlossen stürmten zwei schwyzerische Bataillone vor, sie achten des Kugelregens nicht, mit dem der Feind sie überschüttet, greifen ihn mit dem Bajonette an, und nach viertelstündigem Ringen werden die Franzosen geworfen. Es war ein Kampf, wie die in Schlachten grau gewordenen französischen Generale noch keinen gesehen. Die Verwundeten waren nicht vom Platze gewichen, hatten mitgefochten, so lange nur die Kräfte ausreichten; Halbsterbende noch hatten sich gewehrt, um nicht in Feindes Hände zu fallen; Niemand hatte Pardon verlangt, aber auch Keiner hatte solchen gewährt. Weiber und Kinder, mit Knütteln bewaffnet, waren den Colonnen gefolgt, Weichende in den Kampf treibend, die Streitenden ermuthigend. Sie hatten sich selbst vor die Geschütze gespannt und jauchzend dieselben steile Halden hinauf gezogen.

Aber noch drohte Gefahr. Von Aegery herauf hatte eine dritte feindliche Abtheilung den St. Jostberg erstiegen, Morgarten besetzt und drohte nun den Schwyzern in den Rücken zu fallen. Bis jetzt war es den Scharfschützen und dem Hilfscorps der Urner gelungen, ihren Vormarsch aufzuhalten; aber immer heftiger erneuerten die Feinde ihre Angriffe, es stand zu befürchten, daß sie das kleine Häuflein der Vertheidiger endlich überwältigen würden. Sobald Reding den Sieg bei Rothenthurm erfochten, beorderte er ein Bataillon auf die Anhöhen, um den Feind zu werfen. Kaum oben angelangt, bemerken die Schwyzer die Franzosen. „Machen wir's kurz, nehmen wir sie mit dem „Kolben," ertönt der Ruf; der Sturmmarsch rollt über die Gefilde beim Morgarten und treibt die muthigen Schwyzer zum Angriffe. In wildem Laufe drängen sie sich an den Feind, dessen Feuer sie nicht zu erschüttern vermag, und nach kurzem Kampfe werden seine Reihen durchbrochen. Die weichenden Franzosen, schlachtengewohnt, suchen zwei Mal sich wieder zu stellen, aber vergebens. Jedes Mal erneuert sich wieder der gleiche

Kampf; der Wucht der schwyzerischen Kolbenstöße vermögen die Franzosen nicht zu widerstehen. Bald fliehen sie in Unordnung den Berg hinunter.

Am Abend des 2. Mai standen die Schwyzer siegreich bei Rothenthurm und beim Morgarten, wo vor 500 Jahren ihre Väter den ersten Sieg, auch unter einem Reding, erfochten. Wieder hatte die starke Schwyzerfaust die Entscheidung gegeben und den Plan des Feindes, zur nämlichen Zeit von zwei Seiten her anzugreifen, vereitelt. Am folgenden Morgen am 3. Mai suchten die Franzosen Arth zu nehmen, allein auch hier war ihr Angriff ohne Erfolg. Mit langsamen aber sichern Schüssen, die unfehlbar ihren Mann erreichten, vereitelten die Schützen jeglichen Versuch der Feinde sich dem Dorfe zu nähern; die zahllosen feindlichen Kugeln vermochten die Vertheidiger nicht zu erschrecken, da sie wegen des schnellen Schießens keine sichere Richtung hatten.

Ueberall waren die Schwyzer in den Kämpfen Sieger geblieben. Sie selbst hatten bloß 236 Mann verloren, während über 2000 französische Leichen die verschiedenen Schlachtfelder bedeckten. Aber das Volk, das seit zwei mal vier und zwanzig Stunden, unter Entbehrungen aller Art, beständig zu fechten hatte, war vom Siegen ermattet. In Manchem auch drängte sich der Gedanke auf, daß es unmöglich sein werde allein der ganzen französischen Macht zu widerstehen. Reding benachrichtigt, daß Schauenburg eine ehrenvolle Capitulation zu bewilligen geneigt sein werde, schloß mit ihm am 3. Mai einen Waffenstillstand ab, um am 4. Mai in einer Landsgemeinde mit dem Volke zu Rathe zu gehen. Hier schilderte er dem Volke die schwierige Lage des Landes und rieth, unterstützt von geachteten Geistlichen, die Annahme der helvetischen Verfassung, gegen die Zusicherung freier Religionsausübung, Sicherheit der Personen und Beibehaltung der Waffen. Lange wollte das Volk nichts von Unterwerfung wissen; Viele schwuren mit ihrem Vaterland untergehen zu wollen, um unter dessen Trümmern begraben zu werden. Aber endlich siegte die Klugheit, das Volk erklärte die Annahme der helvetischen Verfassung, und ein ehrenvoller Friede, in den in der Folge auch die übrigen Urkantone eingeschlossen wurden, machte dem ungleichen Kampfe ein Ende. Schauenburg, die hartnäckige Tapferkeit des Volkes ehrend, verließ die Bergkantone und entsandte seine Schaaren gegen die östlichen Gegenden, er selbst aber suchte Freund seines edlen Gegners Reding zu werden.

In dem Augenblicke, wo der Widerstand gegen die neue Verfassung in den innern Kantonen aufhörte, brach er mit Gewalt im Oberwallis aus. Die rauhen, von jeher freien Bergbewohner in den hohen Alpenthälern am Fuße des Grimsels und der Furka erhoben sich am 7. Mai gegen die ihnen aufgedrungene Neuerung. Viertausend Mann, meist nur nothdürftig bewaffnet, zogen nach Sitten hinab und verjagten die helvetischen

Behörden. General Lorges, von diesen um Hilfe angesprochen, marschierte mit 1500 Mann und 6 Geschützen gegen die Hauptstadt. Am 17. Mai stand er dem Landsturme gegenüber, welcher das linke Ufer des Morgebaches besetzt und befestigt hatte. Die Franzosen durchwateten das Wasser, welches ihnen stellenweise bis an die Brust gieng, wurden aber zweimal durch die mit Spießen und Morgensternen bewaffneten Wallisern zurückgetrieben. Doch endlich mußte der ungeordnete Haufe der feindlichen Artillerie und der Kriegskunst unterliegen. Die Vertheidiger weichen, in Sitten suchen sie nochmals sich zur Wehr zu setzen, aber die Feinde erstürmen die Stadt, die während mehreren Stunden allen Gräueln der Plünderung Preis gegeben wird. Der aufständische Widerstand war gebrochen. Lorges drang bis Brieg vor und erzwang durch Contributionen und allgemeine Entwaffnung die Unterwerfung.

Nach der Unterjochung von Wallis waren die gesetzgebenden Räthe von sämmtlichen Kantonen zusammengesetzt; am 14. Juli schwuren sie den Bürgereid auf die Verfassung.

Doch die helvetische Regierung konnte sich nur einer Schattengewalt erfreuen. Rapinat, ein Mann, dessen Name auf seine Lieblingsbeschäftigung hinweist, herrschte im Namen des französischen Directoriums. Vergebens waren die Vorstellungen der helvetischen Räthe in Paris gegen die Decrete der Räuberbande, welche die Schweiz ausplünderte, und deren Benehmen das Volk gegen die Behörden erbitterte.

Unglücklicher Weise glaubten die Räthe durch einen Eidschwur Regierung und Volk verbinden zu können und erließen ein Decret, daß alle Bewohner Helvetiens vom 18. Jahre an den „Bürgereid" leisten sollten. Ueberall rief dieser Beschluß Unzufriedenheit und Gährung hervor. Namentlich waren es einige katholische Geistliche, die diese Stimmung im Volke verbreiteten. Während in den andern Kantonen allmälig die Ruhe ohne Blutvergießung wieder hergestellt werden konnte, brach in Nidwalden der Volksaufstand aus.

Unter dem Einflusse dreier Priester, unter denen der wilde Kapuziner Styger am meisten hervorragte, wurden die helvetischen Behörden vertrieben, ein Kriegsrath eingesetzt und die Aufforderung der helvetischen Räthe zur Unterwerfung mit dem Beschlusse beantwortet: Widerstand bis auf den letzten Blutstropfen leisten zu wollen. Das ganze Volk rüstete sich zum Kampfe.

General Schauenburg hatte den Nidwaldnern eine letzte, kurze Frist bis zum 6. September zur Unterwerfung gewährt, inzwischen aber seine Heeresmassen an den Gränzen des unglücklichen Landes versammelt. Als diese letzte Frist fruchtlos verstrichen war, begannen 12000 Krieger den Angriff gegen das von kaum 9000 Seelen bewohnte Alpthal.

Von der Natur befestigt, von hohen Gebirgen und den Fluten des Vierwaldstättersees umringt, bietet Nidwalden zur Vertheidigung große Vortheile dar; allein es fehlte dem Volke an hinreichender Mannschaft um alle einzelnen Punkte genügend zu besetzen. Nur 1600 Mann, viele nur mit alten Schlachtschwertern bewaffnet und acht kleine Geschütze konnten den Franzosen entgegengestellt werden: die Hauptmacht bewachte die Straße nach Obwalden und besetzte den durch Gräben und Verhaue gespeerten Thaleinschnitt zwischen dem Stanzerhorn und dem Miethenschwandenberg. Bei Stansstad und Kehrsiten wurden Pfähle in den See eingerammelt, um feindliche Schiffe am Anlanden zu verhindern, an geeigneten Orten waren in leichten Verschanzungen Geschütze aufgestellt.

Noch vor Ablauf der zur Unterwerfung eingeräumten Frist, am 3., 4. und 5. September hatten die Franzosen unter dem Schutze ihrer bei Hergiswyl aufgestellten Geschütze versucht, Stansstad und Kehrsiten sich zu nähern, aber jeweilen waren sie mit Verlust zurückgetrieben worden. Am 7. erneuerten sie diesen Angriff, doch mit ebensowenig Erfolg. Die von Zundelnazzi, Ignaz Hunziker, befehligten Nidwaldner Batterien eröffneten ein so wohlgezieltes Feuer gegen die französischen Fahrzeuge, daß das ganze Geschwader eiligst den Rückzug antreten mußte. Der Kanonendonner hatte weithin an den Bergen wiederhallt; bald verbreitete sich in den Nachbarkantonen das Gerücht vom Verluste der Franzosen. Das Gefühl, den bedrängten Brüdern Hilfe bringen zu müssen, bemächtigte sich der Gemüther. Zweihundert Schwyzer überwältigten bei Brunnen die Schiffswache und erzwangen die Ueberfahrt; von Seelisberg eilten 30 Urner zu den Kämpfenden.

Schauenburg hatte bisher blos die Stärke und die Stellungen der Nidwaldner erforschen wollen; der Hauptangriff sollte am 9. September, an einem Sonntage stattfinden.

Kaum graute dieser Tag, als der Donner der am See aufgestellten Geschütze das Losungszeichen zum entscheidenden Kampfe gab.

Die Hauptcolonne der Franzosen, welche aus Obwalden durch den Kernwald vordrang, trieb die Nidwaldner aus St. Jacob und zwang sie bis an die Berghalde am Drachenriede sich zurückzuziehen. Dort bei der St. Magnus-Kapelle, gestiftet zum Andenken des Drachenbezwingers Schruton, des sagenhaften Ahnherren Winkelrieds, erneuerte sich der erbitterte Kampf. Der Nidwaldner rechte Flanke schützte der Rotzberg; die steilen Halden der Blummattalp ihre linke. Unter dem gellenden Schlachtenrufe: En avant! vive la république! versuchen die Franzosen die Höhen zu stürmen, drängen sie sich durch die enge Schlucht beim Rotzloch, doch vergeblich! Ihren wilden Sturmmarsch hemmen die Kugeln der Scharfschützen, die in den dichten Jägerschwärmen ihre Wirkung nie verfehlen. Weiber und Knaben laden den Schützen die Stutzer, damit sie ruhig und

ohne durch das Laden aufgehalten zu werden Tod und Verderben in den feindlichen Gliedern verbreiten können. Von den Berghalden herab rollen Felsstücke, ganze Reihen der französischen Bataillone zerschmetternd.

Aber während hier der Kampf tobte, hatte eine starke feindliche Abtheilung, die in der Nacht von Kerns aufgebrochen war, den Paß von Großächerly genommen. Siebenzig Scharfschützen hatten lange standhaft diesen wichtigen Posten vertheidigt, waren aber doch endlich gezwungen worden vor der Uebermacht zu weichen. Die Franzosen folgten ihnen in das Thal der Aa und näherten sich Stanz, alles vor sich her drängend. Zu gleicher Zeit hatten die im Thale Fechtenden unter bedeutenden Verlusten sich endlich des Rotzberges bemächtigen können und beeilten sich die Vertheidiger des Drachenrieds aus ihrer Stellung zu vertreiben. Es war ein Mädchen, das den letzten Kanonenschuß auf die Anstürmenden losgefeuert hatte.

Nach langem Kampfe war es auch den von der Seeseite her angreifenden Franzosen gelungen mit einigen Schiffen bei Kersiten zu landen. Die Infanterie drang sofort über die waldigen Abhänge des Bürgenberges gegen die Ebene von Stansstad, erstürmte diesen Flecken und verheerte ihn mit Feuer und Schwert. Bei einer daselbst aufgestellten Kanone war Franz Waser, der große Zingg genannt, zurückgeblieben, bemüht, sie über das Bord in den See zu wälzen. Als die Feinde auf ihn eindrangen, bahnte er sich mit dem Wischer seines Geschützes einen Weg durch dieselben.

Einem Waldstrome gleich ergossen sich nun die Franzosen von der See- und der Landseite, zugleich aus allen erzwungenen Eingängen über das Thal. An einen regelmäßigen Widerstand war nicht mehr zu denken. Die Vertheidiger vermochten keine frische Reserve den Andringenden entgegenzusetzen und ihre geistlichen Anführer, Paul Styger und Genossen, hatten sie schnöde verlassen.

Dennoch ließen die Nidwaldner nicht vom Kampfe ab. Mit Knütteln, Aexten, Sensen bewaffnet, stritten Weiber und Mädchen an des Vaters, an des Gatten Seite. Die französischen Soldaten, durch die erlittenen Verluste aufs äußerste erbittert, kannten keine Gränzen mehr. Stans und alle übrigen Dörfer wurden den Flammen preisgegeben. Ueberall wurde gemordet, der Priester am Altar, das Kind auf der Mutter Schoß niedergemetzelt. Als das Gefecht mit einbrechender Nacht zu Ende gieng, glich Nidwalden einem ungeheuern Grabe. Alle die stillen Thäler, die freundlichen Hütten, die schönen Flecken waren verwüstet, standen als rauchende Trümmerhaufen da; ringsum auf den Höhen lagen Haufen von Leichen. Dreihundert sechs und achtzig Nidwaldner, worunter 127 Weiber und Kinder, kostete dieser Kampf; aber die Franzosen zählten ihre Todten

und Verwundeten nach Tausenden. „Das war der heißeste Tag, welchen ich je gesehen," schrieb Schauenburg an das Directorium.

Wir bewundern den Heldenmuth, den in allen diesen Kämpfen die Bewohner der Urschweiz bewiesen; mit Ehrfurcht staunen wir die Freudigkeit an, womit sie für die höchsten und edelsten Güter eines Volkes alles, Gut und Leben geopfert, und ein gerechter Stolz erfüllt uns bei dem Gedanken, Bundes-Brüder eines solchen Volkes zu sein. Wenn es auch wahr sein mag, daß blinder Fanatismus Viele zum Kampfe getrieben, so vermag dieß doch den Werth der geleisteten Thaten nicht herabzudrücken. Und doch drängt sich in uns das Gefühl der Trauer auf! Wir bedauern es, daß alle diese Helden vereinzelt den verzweifelten Kampf unternommen; wir klagen darüber, daß sie, die Opferwilligen, dem Vaterlande nicht auch das Opfer gebracht haben, die Gränzen des verbündeten Kantons als die eigenen anzusehen. Wenn die Schwyzer, die Nidwaldner und ihre Verbündeten mit den Bernern vereint im Jura, an den Ufern der Aare und der Sense gekämpft hätten, so wäre vielleicht das vergossene Blut nicht umsonst geflossen.

Dem unglücklichen Nidwalden wurde von allen Seiten möglichste Hilfe gespendet; mit aufopfernder Liebe nahm sich Pestallozi der verlassenen Kinder an.

Nach der blutigen Unterdrückung dieses Aufstandes hörte jeder ernstliche Widerstand gegen die neue Verfassung auf. Aber tausende begannen das heimische Land zu verlassen, um im Auslande Hilfe gegen dessen Unterdrücker zu suchen. Als deren Haupt ward der gewesene Schultheiß von Steiger angesehen. Unter seiner Leitung begann der Waadtländer Oberst Rovéréa, derselbe, welcher am 4. März bei St. Nicolas das letzte Gefecht gegen die Franzosen bestanden, in Ravensburg ein Regiment aus schweizerischen Ausgewanderten zu bilden, welches dereinst vereint mit den Oestreichern für die Befreiung der Schweiz zu kämpfen bestimmt war. England lieferte die zur Ausrüstung und Besoldung benöthigten Geldmittel. Wohl oft mag Steiger, wenn er, der einstige mächtige Berner Schultheiß, vom kargen englischen Commissär Geld erflehen mußte, es im Stillen beklagt haben, daß keine feindliche Kugel im Grauenholze ihn getroffen. Bald sollte dieses Corps zur Thätigkeit berufen werden; doch bevor es zum Kampfe auszog, durfte Steiger die müden Augen schließen, ohne Zeuge des Bruderkampfes sein zu müssen.

Oestreich, England und Rußland hatten mit Anfang 1799 sich gegen Frankreich verbündet, welches mehrfach die Bestimmungen des Friedens von Campoformio verletzt hatte. Starke östreichische Heere näherten sich aus dem Tyrol und dem Voralbergischen den schweizerischen Gränzen, während Erzherzog Carl mit 80000 Mann Bayern und Würtemberg besetzte und eine verbündete Armee in Oberitalien vordrang. Die helvetische Regierung dem Drucke, welcher von Paris her ausgeübt wurde, nachgebend, hatte die Aufstellung eines Truppencorps, der helvetischen Legion, aus circa 1500 Mann bestehend

angeordnet und die Organisation der Miliztruppen betrieben. Alle Bürger im Alter von 20 bis 45 Jahren wurden verpflichtet zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Ueberdieß gestattete man Frankreich 18000 Mann in der Schweiz anzuwerben.

Obschon während vielen Monaten die französischen Werbtrommeln ertönten und die Aushebungen für den Milizdienst mit großem Eifer Seitens der Behörden beschleunigt wurden, so schritt die Organisation dieser Truppen doch nur sehr langsam vor; einestheils weil es den Behörden an dem erforderlichen Gelde fehlte, sodann aber namentlich weil das Volk diesem Dienste abgeneigt war. Die Franzosen hatten, Dank den Räubereien der Commissäre die Stimmung des Volkes so sehr gegen sich, daß nur Wenige gerne für deren verhaßte Sache die Waffen ergriffen.

Als französischer Obergeneral in der Schweiz wurde General Massena bezeichnet, beauftragt mit circa 30000 Franzosen und den helvetischen Hilfstruppen die Schweiz zu vertheidigen und die Verbindung zwischen den beiden in Deutschland und Oberitalien kämpfenden Armeen herzustellen.

Die Franzosen waren zwar an Zahl bedeutend schwächer als ihre Gegner; dagegen ersetzten sie diesen Nachtheil durch die Tüchtigkeit ihrer Generale und durch ihre eigene Geschicklichkeit im Gebirgskriege. Massena war ein Mann von ungemeiner Thatkraft, ein Schlachten-General, wie die Geschichte wenige kennt und besaß das unbedingteste Zutrauen seiner Soldaten. Unter ihm standen eine Anzahl tüchtiger Generale, die meist junge Leute, die Beschwerden des Krieges im Gebirge weit leichter zu ertragen vermochten, als die ergrauten Herren des östreichischen Generalstabes.

Während des Winters von 1798/99 hatten die Oestreicher Graubünden besetzt, dessen Volk von dem Anschlusse an Helvetien nichts hatte wissen wollen. Massenas erste Aufgabe war nun, dieses Land den Oestreichern zu entreißen, um sich der nach Italien führenden Pässe zu versichern.

Kaum begann der härteste Winter zu weichen, als er seine Schaaren in Bewegung setzte.

Während er selbst am 6. März 1799 von Sargans aus den Rhein überschritt und die befestigte Paßhöhe der Luziensteig erstürmte, drang eine Abtheilung von Ragaz aus längs der in wildem Felsbette schäumenden Tamina den beschwerlichen Kunkelpaß überschreitend nach Reichenau, besetzte die beiden dortigen Brücken über den Rhein und sandte Abtheilungen stromabwärts gegen Chur und anderseits gegen Dissentis. Am gleichen Tage hatte Lecourbe Bellinzona verlassen und war den Bernhardin übersteigend nach Tusis vorgedrungen, während eine andere Colonne von Urseren aus den Oberalppaß

überschritten und Dissentis erreichte. Wenn wir jene Gebirgsmärsche gehörig würdigen, die Schwierigkeiten und Gefahren, die mit denselben verbunden waren, richtig schätzen wollen, so müssen wir uns vergegenwärtigen, daß damals jene prachtvollen Kunststraßen noch nicht gebaut waren, auf welchen sich jetzt während des Sommers Posten und Wagen aller Art bewegen. Nur schmale, aber allerdings meist gut unterhaltene Saumpfade führten über diese Höhen, die zu jener Jahreszeit bis tief hinunter mit Schnee bedeckt waren.

Als die letzterwähnte Colonne Dissentis erreichte, stieß sie auf bündnerischen Landsturm, welcher muthig ihren Angriff abwehrte, bis die von Reichenau her anmarschierenden Feinde in seinem Rücken erschienen und seinen Widerstand brachen.

Die von allen Seiten her angegriffenen Oestreicher hatten nach kurzer kräftiger Gegenwehr Graubünden verlassen müssen. Das Corps von General Lecourbe folgte ihnen in's Engadin; ein Theil desselben überschritt den Julierpaß und entsendete eine Abtheilung über den Septimer, eine andere benützte den Saumpfad über den Albula. Am Fuße dieses Passes, bei Ponte angelangt, stieß Lecourbe mit seinen Truppen auf ein starkes östreichisches Corps; zu schwach um dasselbe in der Fronte überwältigen zu können, schickte er, um ihre Stellung zu umgehen, eine Abtheilung durch das Thal von Davos über den 8000' hohen Scalettapaß in den Rücken der Oestreicher. In vielen blutigen Gefechten trieb er sie über die Martinsbrücke zurück nach Finstermünz; in allen den stillen Hochthälern des Engadins tobte damals der erbittertste Kampf und blutig wurde um jede Paßhöhe, um jede Felsenkuppe gerungen.

Inzwischen hatte aber auf den übrigen Kampfplätzen das Glück die Franzosen weniger begünstigt. Massenas Angriff auf Feldkirch war mißlungen und bei Stockach General Jourdan von Erzherzog Carl auf's Haupt geschlagen worden. Durch diese Erfolge ermuthigt, hatten die Oestreicher die Luziensteig wieder erobert und waren gegen die Rheinquellen vorgedrungen. Zu gleicher Zeit, Mitte Mai 1799, betrat Erzherzog Carl mit seiner siegreichen Armee bei Schaffhausen den schweizerischen Boden und begann langsam seine Abtheilungen gegen Winterthur vorzuschieben. Eiligst mußten die Franzosen Bünden verlassen; Lecourbe zog sich gegen den Gotthardt zurück und Massena durch das Toggenburg nach Zürich.

Seine Nachhut versuchte den Oestreichern im Thur-Thale Widerstand zu leisten und nicht ohne Erfolg. Bei Frauenfeld wurden die Oestreicher zurückgetrieben. In diesem Gefechte hatte die helvetische Legion und einige Milizbataillone unter Anführung des Siegers von Neueneck, Generaladjudanten Weber, in Verbindung mit den Franzosen mit

Auszeichnung gefochten. Leider beraubte eine östreichische Kugel die ersteren ihres braven Führers.

Der bei Frauenfeld erfochtene Erfolg blieb jedoch für die Franzosen ohne Nutzen, vor den übermächtig vordringenden Oestreichern mußten sie bis Zürich zurückweichen.

Die Höhen, welche die Stadt rings umgeben, waren von den Franzosen mit Verschanzungen und Verhauen befestigt worden, zu deren Vertheidigung das Geschütz aus dem Zürcher-Zeughause verwendet wurde. Die gegen die Stadt führenden Straßen hatten sie unbrauchbar gemacht und alle Mittel der Kunst angewendet, um dem Feinde die Einnahme dieses wichtigen Punktes zu erschweren. Während mehreren Tagen kämpften die beiden Armeen um die Hügel, die Euch, jetzt mit Gärten und Landhäusern geschmückt von weitem schon die Nähe der Stadt verkünden. Endlich am Abend des 5. Juni hatte Massena der Uebermacht weichen müssen; in der Nacht noch verließ er Zürich mit seinen Truppen und zog sich hinter die Sihl an die Kette des Albis zurück.

Die wenigen Versuche der Oestreicher ihn aus dieser festen Stellung zu verdrängen, mißlangen. Bei einem dieser Gefechte an der Sihl stießen die helvetische Legion und das Regiment Rovéréa aufeinander; unser Künstler hat dasselbe zu seinem Bilde gewählt; es soll Euch erinnern, in welch' tiefen Abgrund ein Volk gestürzt wird, wenn dessen Führer schwach und unentschlossen in den Stunden der Gefahr sind und wenn Uneinigkeit und Selbstsucht die Gemüther entfremden.

Den weiteren Verlauf dieses Feldzuges und den Zustand der Schweiz während desselben soll Euch das nächste Blatt schildern.

Inhaltsanzeige der Neujahrsblätter für Basels Jugend.

Nro.	I.	Jahrg.	1821.	Isaac Iselin. 1728—1782.
„	II.	„	1822.	Auszug der Rauracher.
„	III.	„	1823.	Basel wird eidgenössisch. 1501.
„	IV.	„	1824.	Die Schlacht bei St. Jakob. 1444.
„	V.	„	1825.	Die Kirchen-Versammlung zu Basel. 1431—1448.
„	VI.	„	1826.	Die Stiftung der Basler Hochschule. 1460.
„	VII.	„	1827.	Erasmus in Basel. 1516—1536.
„	VIII.	„	1828.	Scheikh Ibrahim. 1784—1817.
„	IX.	„	1829.	Rudolf von Habsburg vor Basel. 1273.
„	X.	„	1830.	Bürgermeister J. R. Wettstein. 1646 und 1647.
„	XI.	„	1831.	Das Jahr 1830.
„	XII.	„	1832.	Die Schlacht bei Dornach. 1499.
„	XIII.	„	1835.	Landvogt Peter von Hagenbach. 1469—1473.
„	XIV.	„	1836.	Das Leben Thomas Platers. 1499—1582.
„	XV.	„	1837.	Das große Sterben. 1348 und 1349.
„	XVI.	„	1838.	Das Karthäuser-Kloster zu Basel. 1416—1536.
„	XVII.	„	1839.	Der Rappenkrieg. 1594.
„	XVIII.	„	1840.	Die ersten Buchdrucker zu Basel.
„	XIX.	„	1841.	Die Zeiten des großen Erdbebens.
„	XX.	„	1842.	Hans Holbein der Jüngere von Basel.
„	XXI.	„	1843.	Das Siechenhaus zu St. Jakob.
„	XXII.	„	1844.	Die Schlacht von St. Jakob an der Birs.

Neue Folge.

„	XXIII.	„	1845.	Die Rauraker und die Römer, Augusta Rauracorum und Basilia.
„	XXIV.	„	1846.	Die Alamannen und ihre Bekehrung zum Christenthum.
„	XXV.	„	1847.	Bischof Haito, oder Basel unter der fränkischen Herrschaft.
„	XXVI.	„	1848.	Das Königreich Burgund. 888—1032.
„	XXVII.	„	1849.	Bürgermeister J. R. Wettstein an der westpfhäl. Friedensversammlung.
„	XXVIII.	„	1850.	Das Münster zu Basel.
„	XXIX.	„	1851.	Bischof Burchard von Hasenburg und das Kloster St. Alban.
„	XXX.	„	1852.	Das alte Basel, dargestellt nach seiner allmähligen Erweiterung bis zum Erdbeben. 1356.
„	XXXI.	„	1853.	Die Bischöfe Adalbero und Ortlieb von Froburg.
„	XXXII.	„	1854.	Bischof Heinrich von Thun.
„	XXXIII.	„	1855.	Die Bettelorden in Basel.
„	XXXIV.	„	1856.	Die Zünfte und der rheinische Städtebund.
„	XXXV.	„	1857.	Rudolf von Habsburg und die Basler.
„	XXXVI.	„	1858.	Ritter- und Dichterleben Basels im Mittelalter.
„	XXXVII.	„	1859.	Basel vom Tode König Rudolfs bis zum Regierungsantritte Karls IV.
„	XXXVIII.	„	1860.	Basel vom großen Sterben bis zur Erwerbung der Landschaft. 1349—1400.
„	XXXIX.	„	1861.	Basel im Kampfe mit Oesterreich und dem Adel. 1400—1430.
„	XL.	„	1862.	Das Basler Concil. 1431—1448.
„	XLI.	„	1863.	Basel's Schulwesen im Mittelalter. Gründung der Universität. Anfänge der Buchdruckerkunst.
„	XLII.	„	1864.	Basel im Burgunderkriege. 1473—1479.
„	XLIII.	„	1865.	Der Schwabenkrieg und die Stadt Basel. 1499.
„	XLIV.	„	1866.	Basel's Eintritt in den Schweizerbund.
„	XLV.	„	1867.	Die Theilnahme der Basler an den italienischen Feldzügen. 1503—1525.
„	XLVI.	„	1868.	Johann Oecolampad und die Reformation in Basel.
„	XLVII.	„	1869.	Schweizerische Feste im 15. und 16. Jahrhundert.

In C. Detloff's (ehemals Bahnmaier's) Buchhandlung, Freiestraße No. 40, sind diese Neujahrsblätter, mit Ausnahme der vergriffenen Jahrgänge, um den bekannten Preis zu erhalten.